

Diakonie

Themen

Diakonische Information Nr. 144-3/07

- *Was das Leben schön macht:*
Mein Lebenselexier
- *Nahrhafte Ideen:* Unterstützte
Beschäftigung gesucht
- *Abschiebende Wirkung:*
Schulforscher Specht im
Interview
- *Poesie, Sex und Glaube:*
Franzobel im Wordrap
- *„Lies wos Gscheit's“:* Menschen
mit Behinderungen berichten

Behinderungen: Arbeit und Bildung

Das Paradies ist kein Schlaraffenland

Vom Geschöpf zum Mitschöpfer, von der Kreation zum Kreativen werden - sich bilden.

Wie schrecklich schön ist das Schlaraffenland: Da fliegen gebratene Hähnchen durch die Lüfte, und man muss sie sich nur herunterfangen. Da gehen alle den lieben Tag lang dem Müßiggang nach, und Arbeit ist ein Fremdwort. Schulen gibt es nicht, jeder lebt nur für sein Vergnügen. Wie schrecklich schön diese Vorstellung ist, ist mir schon als Kind bei dem Gedanken, mich durch einen Berg von Grießbrei fressen zu müssen, augenblicklich schlecht.



BILDUNG und Arbeit gehören zur menschlichen Existenz, wie die Liebe und die Gemeinschaft.

Die biblische Vorstellung vom Paradies ist eine andere. Bildung und Arbeit sind dort Schlüsselbegriffe des idealen Bildes vom gelungenen Leben. Der Mensch – Mann und Frau – ist nach dem Ebenbild Gottes geschaffen, Bild von seinem Bild, in all den Formen des Menschsein, da wird kein Unterschied gemacht zwischen Dicken und Dünnen, Großen und Kleinen, Menschen mit oder ohne Behinderung. Jeder und jede sind Ebenbild des Schöpfers und dazu aufgerufen, dieses Bild weiterzuentwickeln, vom Geschöpf zum Mitschöpfer zu werden, von der Kreation zum Kreativen sich zu bilden.

Genauso gehört die Arbeit zum Paradies. Adam und Eva war von Anfang an die Verantwortung für die Schöpfung, für Pflanzen und Tiere übertragen, die sie zu bewahren und zu pflegen hatten. Die Arbeit war nicht Strafe nach dem Sündenfall, sondern ist Teil des Menschseins. Die Erfahrung, dass Arbeit auch Belastung sein kann und oft „im Schweiß deines Angesichts“ getan werden muss, das ist allerdings eine Erfahrung, die mit dem Sündenfall in Zusammenhang gebracht wurde.

Bildung und Arbeit gehören zur menschlichen Existenz, wie die Liebe und die Gemeinschaft.

Wird eines von beiden Menschen, die als Ebenbild Gottes geschaffen wurden, verwehrt, verfehlt, verfallen wir unsere Bestimmung. Es hat viele Jahre gebraucht, bis wir den Begriff „bildungsunfähig“ aus unserer Legislatur und unserem Sprachgebrauch eliminiert haben und allen

Menschen das Recht auf Bildung zugesprochen worden ist.

Bei der Anerkennung der Arbeit von Menschen mit Behinderung haben wir noch einen weiten Weg vor uns. Dass Arbeit für alle, die arbeiten, auch zu einer sozialversicherungsrechtlichen Absicherung führen kann, das steht noch aus. Auch davon handelt dieses Heft.

Doch vor allem zeigt es, wie die Diakonie versucht, die paradiesische Verheißung, wonach Bildung und Arbeit zum Menschsein gehören, in der alltäglichen Praxis umzusetzen.

Michael Chalupka

Pfarrer Mag. Michael Chalupka, Direktor Diakonie Österreich ■



04 Was das Leben schön macht
BetreuerInnen und Betreute innerhalb der Diakonie verraten ihr persönliches Lebenselixier.



06 Nahrhafte Ideen
Die Konjunktur ist gut. Die Wirtschaft schnurrt. Die Arbeitslosigkeit sinkt. Nur bei Menschen mit Behinderungen steigt sie. Gute Integrationsprojekte sind gefragt.



10 Abschiebende Wirkung
Integration fördert die Unterrichtsqualität. Eine integrative Schule kann Kinder nicht einfach loswerden, sagt Werner Specht.



14 Poesie, Sex und Glaube
Wordrap mit Franzobel.



15 Gedanken

16 Arbeitbringer oder Arbeitvernichter?
Sollen Firmen mehr zahlen, damit mehr Menschen mit Behinderungen ein Arbeitsplatz zur Verfügung steht?

17 Damit wir uns verstehen ...
Unterstützte Kommunikation hilft bei der Entwicklung von Selbstbestimmung und Selbständigkeit.

18 Die Welt in Zahlen

19 Buchempfehlungen, Glossar

20 Werkzeuge für mehr Lebensqualität
Kommunizieren ist leicht. Verstehen schon schwieriger.

21 Kurz gemeldet

22 Wir kreisen, kreisen um Sofie
Aufzeichnungen über das Leben mit einem behinderten Kind.

23 Kontakte und Adressen



An diesem Heft mitgearbeitet haben

Michael Chalupka, Diakonie Österreich
Sonja Frank, Diakonie Zentrum Spattstraße
Renate Gradwohl, Künstlerin
Hartwig, Rosi, Manuela, Franz,
Haus Köraus-Diakonie Kärnten
Gisela Hinsberger, Autorin
David Hofer, LifeTool
Wolfgang Inthal, Diakonie Kärnten
Günther Karner, Diakonie Kärnten
Andrea Klösch, Diakoniewerk Gallneukirchen

Gerhard Maurer, Fotograf
Eva Oberbichler-Meiseleder,
Diakoniewerk Gallneukirchen
Günter Pegutter, Haus Köraus, Diakonie Kärnten
Verena Schöpf, Diakoniewerk Gallneukirchen
Martha Stollmayer, Diakonie Zentrum Spattstraße
Katharina Titz, Diakonie Kärnten
Karin Tzschentke, Der Standard
Bubu Dujmic, Fotograf

Was das Leben schön macht ...

BetreuerInnen und Betreute innerhalb der Diakonie verraten ihr persönliches Lebenselixier.

Corina Strohmeier

Ich schätze mich glücklich, weil ich sowohl in meinem Privatleben als auch im Beruf ganz authentisch sein und meine persönlichen Talente weitgehend verwirklichen kann. Ich liebe meine Arbeit mit unseren Beschäftigten, weil sie so abwechslungsreich ist – und das Leben in all seinen Facetten widerspiegelt. Die Arbeit in diesem Bereich ist vielmehr als nur ein Job: Man baut eine Beziehung zu den Betreuten auf, die das Leben enorm bereichert.“

Corina Strohmeier ist Diplom-Pädagogin, Leiterin der Beschäftigungswerkstätten Tarmann-Förderbereich der Diakonie Kärnten und Mutter von drei erwachsenen Kindern. Zu ihren Hobbys zählen Wandern, Schwimmen, Spiele aller Art, Musik und Tanz. Ihr Lieblingsbuch: „Die Wolfsfrau“ von Clarissa Pinkola Estés.



Gruppe in der Werkstatt

Diakonie Kärnten/Strohmeier

Hans-Jürgen P.

Ich nehme das Leben so, wie es ist! Ich jammere nicht, weil ich im Rollstuhl sitze, sondern mach mir trotzdem meine Gaudi. Und ich finde es super, dass mich alle Leute so gut integrieren und so nehmen wie ich bin, anstatt zu sagen: ‚Der ist anders, den akzeptier ich nicht.‘ Ich kann mit allen Leuten gut umgehen und bin ein guter Verhandler. Es gibt niemanden, mit dem ich mich gar nicht verstehe. Natürlich gibt es manchmal Differenzen, aber darüber kann man reden. Außerdem taugt mir, dass ich auch meine Geheimnisse habe.“

Hans-Jürgen P. ist 23 Jahre alt und arbeitet in der EDV-Werkgruppe des Diakoniewerks Gallneukirchen in Hagenberg. Er ist gerne mit seinem Rollstuhl „schnell“ unterwegs, trifft sich mit Freunden oder arbeitet und spielt an seinem Computer. Seine Lieblingsmusik: „Nachtschicht-Musik“, Andrea Berg.



Diakoniewerk Gallneukirchen

Michael Pirker



Diakonie Kärnten/Pirker

Was mein Leben schön macht, ist mein Zuhause, da gefällt es mir am besten. Aber auch mein Auto und mein Arbeitsplatz sind mir wichtig. Meine Betreuer sind sehr nett, aber man soll ziemlich viel tun. Ich bin froh, dass ich hier einen fixen Job gefunden habe. Was Besseres konnte mir gar nicht passieren. Mein Vater wollte nur das Beste für mich.“

Michael Pirker ist 16 Jahre alt und wohnt bei seiner Familie in Zweinitz/Gurktal. Er arbeitet im Haus Ausblick der Diakonie Kärnten und absolviert derzeit das zweite Anlehrjahr in der Malerei.

macht ...

Brigitte K.

Das, was mein Leben schön macht, ist, dass ich mit meinen Schauspielerfreunden zusammen bin und dass ich selbst Theater spiele! Das Schauspielen hat mir schon als Kind Spaß gemacht. Ich habe auch schon Texte für Theaterrollen geschrieben und bin die Interessenvertreterin der Theatergruppe „Malaria“. Als nächstes würde ich gerne ein Fotobuch mit einem Bericht über meine Schauspielerkollegen gestalten.“

Brigitte K. (48) arbeitet in der Theatergruppe Malaria (vormittags) und in der Keramikwerkgruppe des Diakoniewerks Gallneukirchen (nachmittags). Sie lebt daheim bei ihrer Mutter, geht gern wandern, dichtet, zeichnet und schreibt. Ihre Leibspeisen: Hendl, Schnitzel, Berner Würstel, Pommes.

Brigitte K. beim Theaterspielen (li.)



Diakoniewerk Gallneukirchen/Fischerlehner

Emilia Rodenbach



Diakonie Zentrum Spattstraße

Was Emilias Leben schön macht, ist zunächst die Gesellschaft, also entweder zu dritt etwas zu unternehmen oder der Besuch von Freundinnen. Emilia liebt es, wenn Mama und Papa aus den Büchern von „Jan und Julia“ vorlesen und dabei an den richtigen Stellen lachen. Aber auch die Späße der geliebten Oma bringen Emilia zum Strahlen! Sie hat große Freude daran, Ketten aus bunten Kugeln zu fädeln und diese Ketteln dann zu verschenken. Eines trägt ganz besonders zur Schönheit Emilias Leben bei: Kuchen und Eis am Nachmittag.

Emilia Rodenbach ist von Geburt an spastisch gelähmt. Ihre Kommunikationsmöglichkeiten beschränken sich vorwiegend auf Mimik und Gestik. Karin Hinterbuchner begleitet Emilia als frühe Kommunikations-Förderin des Diakonie-Zentrums Spattstraße. Sie erleichtert ihr mit den Möglichkeiten der unterstützten Kommunikation den Kontakt mit der Umwelt und hilft dem Mädchen dabei, weitere Ausdrucksmöglichkeiten zu finden. (Da Emilia nicht sprechen kann, hat ihre Mutter, Petra Rodenbach, bei der Beantwortung der Frage geholfen.)

Desideria M.



Diakoniewerk Gallneukirchen

Es macht das Leben schön, wenn man so selbstständig wie möglich sein kann. Dadurch, dass ich einen E-Rollstuhl habe, kann ich alleine herumfahren und zum Beispiel einkaufen gehen. Ich lebe in einer eigenen Wohnung, weiß aber, dass die Betreuer der benachbarten Wohnung für mich da sind, wenn ich etwas brauche. Nachdem ich mir letztes Jahr die Schulter gebro-

chen hatte, habe ich erfahren, was es heißt, vollkommen von anderen Personen abhängig zu sein. Ich schätze meine Freiheit daher sehr.“

Die 44-jährige Desideria M. arbeitet jeweils halbtags in der Bürowerkgruppe und in der Kreativwerkgruppe in Linz. Sie hört gern klassische Musik und Schlager, besucht Konzerte, trifft sich mit Leuten auf einen Kaffee, fährt hinaus ins Freie, spielt gern am Computer Solitär. Die meisten Hausarbeiten verrichtet Desideria selbst, wie z.B. das Führen der Haushaltskasse. Am Donnerstagabend kocht sie immer für ihre Nachbarn. Blau ist ihre Lieblingsfarbe.



Thema Behinderungen: Arbeit und Bildung

- Interview mit Schulforscher Werner Specht
- Fachkommentar und Feature zur unterstützten Kommunikation
- Pro und Kontra zu Ausgleichstaxe und Kündigungsschutz
- Büchertipps und Glossar

Nahrhafte Ideen

Die Konjunktur ist gut. Die Wirtschaft schnurrt. Die Arbeitslosigkeit sinkt. Nur bei Menschen mit Behinderungen steigt sie. Gute Integrationsprojekte sind gefragt.

VON MARTIN SCHENK

Mitten in der Klagenfurter Altstadt, verborgen in einem kleinen, gemütlichen Innenhof, schäumt die Kaffeemaschine, klappern die Teller und wiesel die Kellnerinnen von Tisch zu Tisch. Im Stadtcafé herrscht normale Betriebsamkeit. Es wird gekocht und serviert, kassiert und bestellt, gedeckt und eingeschenkt. Ein normales Café eben. Gutes Essen und Trinken für die Gäste, harte Arbeit für die Beschäftigten in Küche und Service. Im Stadtcafé arbeiten Jugendliche mit sonderpädagogischem Förderbedarf, junge Leute ohne positiven Hauptschulabschluss und Lehrlinge mit Behinderungen. Ein normaler Betrieb in einem normalen

touristischen Umfeld. Normal, aber nicht selbstverständlich. Anfang September letzten Jahres schlossen die ersten drei Jugendlichen erfolgreich die Teilqualifizierung als Restaurantfachmann/frau ab. Alle konnten in der freien Wirtschaft Fuß fassen und sind in einem bestehenden Arbeitsverhältnis. Hätte es diese integrative Berufsausbildung der Diakonie Kärnten nicht gegeben, wären die jungen Mädchen und Burschen auf der Straße gestanden. Durch Teilqualifikationen wird benachteiligten Jugendlichen der Eintritt in den Arbeitsmarkt ermöglicht, gerade wenn sie den vollen Lehrabschluss nicht schaffen. Ein maßgeschneiderter Ausbildungsplan geht auf die individuellen Be-

dürfnisse des einzelnen Jugendlichen ein. Die Möglichkeit, die Lehre zu verlängern oder eine Teilqualifizierung in einem Beruf zu erwerben gibt es seit 2003. Im Stadtcafé nützen sieben Lehrlinge diese Chance.

Dienstleistungsgesellschaft

Die Konjunktur ist gut. Die Wirtschaft schnurrt. Die Arbeitslosigkeit sinkt insgesamt. Nur bei Menschen mit Behinderung steigt sie. An die 30.000 sind am Arbeitsamt gemeldet, davon 5000, die am Bundessozialamt als „begünstigte Behinderte“ eingestuft sind. Die besser ausgebildeten verzichten auf die Einstufung als „begünstigter Behinderter“ und damit auch auf Förderungen, weil sie fürchten, dann am Arbeitsmarkt nur mehr schwer vermittelbar zu sein, die anderen sind gar nicht eingestuft, weil die unterstützenden Rahmenbedingungen fehlen, um auch mit schwereren Behinderungen eine Arbeitsmöglichkeit zu finden.

Behinderung ist nicht Behinderung, schwerere Beeinträchtigungen treffen auf leichtere. Jedenfalls sind nicht alle Angebote für alle geeignet, im Gegenteil. Es braucht eine starke „Pluralisierung der Arbeitsformen“, wie der Sozialwissenschaftler Joachim Herder es ausdrückt. Das gilt besonders für Menschen mit einer sogenannten geistigen Behinderung, die sonst wenig Chancen auf dem Arbeitsmarkt hätten.

Der sich vollziehende Übergang von einer Industrie- zu einer Dienstleistungsgesellschaft mit der Betonung von verwertbarer Bildung und Wissen stellt für alle, die bei der „Intellektualisierung von Arbeitsanforderungen“ nicht mithalten können, ein großes Problem dar. Diejenigen, die einer hohen arbeitsbegleitenden Unterstützung bedürfen, werden so an den Rand gedrängt.

Wie viele Menschen mit einer sogenannten geistigen Behinderung in Österreich leben, ist gar nicht leicht zu sagen, weil es keine verlässlichen

Schwerere Beeinträchtigungen treffen auf leichtere. Es braucht eine starke Pluralisierung der Arbeitsformen.

Servieren im
Stadtcafé

Gerhard Maurer

Zahlen gibt. Nimmt man die Richtwerte der Weltgesundheitsorganisation WHO, kann man von 40.000 bis 48.000 Personen ausgehen, davon knapp über 30.000 im erwerbsfähigen Alter.

Creaming

Mit der Beschäftigungsoffensive 2001 wurde eine ganze Reihe von Maßnahmen etabliert (siehe Kasten), die aber von Menschen mit geistiger oder intellektueller Behinderung häufig gar nicht genutzt werden können. Die mit den größten Beeinträchtigungen sind aus Förderprojektsicht auch die mit der geringsten Erfolgswahrscheinlichkeit.

Erfolg heißt Integration in den normalen Arbeitsmarkt. Integrationsprojekte müssen diese Quote bringen, um weiter gefördert zu werden. Ein Anreiz, sich der leichter in den Arbeitsmarkt integrierbaren anzunehmen. „Creaming“ hat die Sozialforschung dieses Phänomen genannt. Ein grausliches Bild: Die gute Creme oben wird abgeschöpft, der Rest bleibt zurück. Das gilt auch für das Instrument der Arbeitsassistenz, das nur noch Personen, die als „job ready“ angesehen werden, begleitet. Somit kommen Menschen mit geistiger Behinderung auch hier schwer unter.

Thunfischörtchen mit Kaviar, Puten-Preiselbeer-Pikelets, Gemüsestäbchen mit Kräuter-Joghurt-Dip, Tomaten-Mozza-

rella-Spießchen, Brötchen, Canapés auf Weißbrot mit kulinarischem Belag und kleine Snacks wie Quiche mit Lauch oder Speck: Der Tisch ist gedeckt. Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Kulinariums haben diese Köstlichkeiten vorbereitet und serviert. „Das Kulinarium gefällt mir gut. Das Kochen hab ich früher eigentlich nicht gemocht, aber es macht mir nun doch Spaß“, erzählt Hannes Salcher, 21 Jahre alt. Am besten gefallen ihm Catering-Aufträge und das Servieren. Dem 22-jährigen Thomas Ascher gefällt besonders, „dass die Arbeit gut erklärt wird und dass ich viele neue Sachen ausprobieren kann.“

Das Kulinarium des Diakoniewerks in Oberösterreich und Tirol ist ein Cateringservice für kleine und größere Anlässe. Eine wahrhaft nahrhafte Idee – egal ob eine Geburtstagsfeier, eine Firmenfeier, kleine Imbisse bei Sitzungen oder eine andere Veranstaltung ansteht. Das Kulinarium ist die richtige Adresse. Jausen- und Schulbuffets werden ebenso versorgt. Und eine ganze Reihe von Menschen mit geistiger Behinderung hat eine interessante Arbeit gefunden.

Kooperation und Begleitung

Es geht darum, „Beschäftigungsformen zwischen erstem Arbeits- und Ersatzarbeitsmarkt zu schaffen“, schlägt Oliver König, Experte für Heilpädagogik an der Universität Wien vor. Joachim Herder ergänzt: Es soll „Teilhabe am ersten Arbeitsmarkt entstehen, ohne dass die Werkstattbeschäftigten ihren Anspruch auf die zum Erhalt des Arbeitsplatzes notwendige Förderung verlieren. Das heißt Teilhabe am Arbeitsleben in selbstbestimmter Entscheidung des behinderten Menschen in Kooperation mit Betrieben des allgemeinen Arbeitsmarktes und mit Werkstätten.“

Von Montag bis Freitag marschieren zwei Bewohner aus den Wohngemeinschaften der Diako-

nie Kärnten durch das Tor der Wellpappenfabrik Tewa. „Wir sind früh schlafen gegangen, weil wir immer fit sein müssen“, beschreiben sie stolz ihren Arbeitsalltag. Kooperationen mit Firmen und die dazugehörige Begleitung sind die Erfolgsfaktoren für diese Variante der Arbeit für Menschen mit Behinderungen.

In Graz gibt es ein ähnliches Projekt. Jeweils eine Gruppe von vier Menschen mit Behinderungen verbringt ihren Arbeitsalltag in einem regulären Betrieb. Jede Gruppe wird von einem Integrationsbegleiter vor Ort unterstützt, der als Ansprechpartner sowohl für die TeilnehmerInnen als auch für den Betrieb bereit steht. Die Gruppenzusammensetzung soll heterogen sein, damit auch Menschen mit hohem Hilfebedarf mitmachen können.

Unterstützte Beschäftigung

Alle Formen unterstützter Beschäftigung helfen. Alle möglichen Varianten arbeitsweltbezogener Integrationsmodelle sollten ausprobiert werden. Die „Pluralisierung von Teilhabemöglichkeiten“ muss durch „individuelle Unterstützungsprogramme begleitet, vom Gesetzgeber gewollt und förderrechtlich ermöglicht werden“, zählt Oliver König auf. „Ein Schlüsselpunkt dafür ist die sozialrechtliche Absicherung.“ Dazu zählt besonders der Pensionsanspruch, den es für viele, die ihr Leben lang in Werkstätten gearbeitet haben, nicht gibt.

„Persönliche Zukunftsplanung“ heißt das neue Zauberwort, das eng mit den Möglichkeiten unterstützter Beschäftigung verbunden ist. Da geht es darum, den persönlichen Zielen, Wünschen und Vorstellung von Betroffenen nachzuspüren. Eine Betreuerin erzählt am Symposium des Diakoniewerks Gallneukirchen von einer Frau mit intellek-

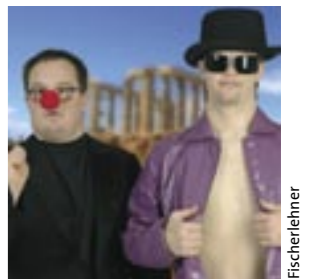
ALLE Formen unterstützter Beschäftigung helfen. Alle möglichen Varianten arbeitsweltbezogener Integrationsmodelle sollten ausprobiert werden.



Fotos: Diakoniewerk Gallneukirchen

Kulinarium im Einsatz

tueller Behinderung, die gefragt wurde, was sie gerne arbeiten würde. „Sängerin möchte ich werden“, antwortet sie. „Singst du gerne?“ – „Nein“, antwortet die junge Frau. Die Antwort hat die Betreuerinnen zunächst etwas ratlos gemacht. Bis sie verstanden, was sie sagen wollte. Sängerin werden bedeutet, so zu wirken, so zu sein wie Popstars mit schönem Gewand und gutem Aussehen. Der jungen Frau war wichtig, sich selbst stärker zu pflegen, auf ihr Aussehen zu achten, auf sich selbst zu schauen. Das Singen war nicht der Punkt. Alle haben verstanden und für das „person centered planning“ reagiert. Die Wünsche des Mädchens werden in der Gestaltung ihres Alltags und ihres Arbeitsplatzes einfließen, so gut es geht. Und es geht so gut, wie die Rahmenbedingungen für die unterschiedlichsten Formen sinnvoller und sozialrechtlich abgesicherte Arbeit vorhanden sind.



Fischerlehner

Auseinandersetzung:
Wer bin ich, was will ich,
wo arbeite ich?

Beschäftigungs-Maßnahmen

■ Clearing: Beratung durch Selbsthilfegruppen:	3374 Personen 529
■ Integrative Berufsausbildung: Jugend-Arbeitsassistenz und Jobcoaching: Qualifizierungsprojekte: Persönl. Assistenz am Arbeitsplatz: Beschäftigungsprojekte (Transitarbeitsplätze):	1940 5985 3708 139 1506
■ Integrationsbeihilfen: Lohnkostenförderungen:	4141 7139
■ Integrative Betriebe: Beschäftigungstherapie, Werkstätten:	ca. 1500 ca. 17.000

Quelle: BMSK, eigene Berechnungen Oliver König



Werner Specht

ist Leiter der Abteilung Evaluation und Schulforschung am Zentrum für Schulentwicklung in Graz und Honorarprofessor für Schulqualitätsforschung an der Universität Salzburg. Er war Mitglied der „Zukunftskommission“ des Bildungsministeriums 2003 bis 2005.

Fotos: Bubu Dujmic

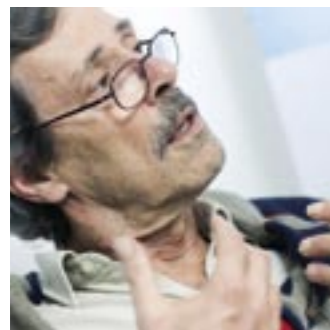


Abschiebende Wirkung

Integration fördert die Unterrichtsqualität.

Eine integrative Schule kann Kinder nicht einfach loswerden, sagt Werner Specht.

INTERVIEW: MARTIN SCHENK



Diakonithemen: Herr Specht, wie steht es mit der schulischen Integration von Kindern mit Behinderungen?

Specht: Die Integration von behinderten Kindern in der Schule hat vor 15 Jahren noch für einiges Aufsehen gesorgt, später hat eine starke Akzeptanz und auch ein starker Zulauf von Eltern eingesetzt, die ihre Kinder in eine Integrationsklasse geschickt haben. Was in den letzten Jahren wieder abgeflacht ist, auch in der Qualität. Wir

wissen, dass es mit der Integration im Hauptschulbereich und in den Städten Probleme gibt. Ausgewogene Zusammensetzung der Klassen und gute Betreuung der Kinder sind nicht

immer gesichert, und der sehr positive Ruf, den das Modell einmal gehabt hat, hat etwas gelitten in der letzten Zeit.

? Die Situation ist auch in jedem Bundesland anders.

Specht: Ist es wirklich sinnvoll, Scheinangebote an die Eltern zu richten, wie zu wählen zwischen Sonderschule und Integrationsklassen? Wenn sie nach Vorarlberg oder nach Tirol gehen, finden sie meistens keine Integrationsklasse, wenn sie in die Steiermark gehen, finden sie meistens keine Sonderschule. Dieser Weg der Zweigliedrigkeit ist eigentlich ein Irrweg, besser wäre es, die Ressourcen und die Kräfte zu konzentrieren. Unser Plädoyer war, die Integration von behinderten und beeinträchtigten Kindern als den Regelfall anzusehen.

? Man könnte jetzt einwenden:

Alles gut gemeint, es gibt aber Grenzen bei der Integration. Die Sonderschule ist so etwas wie ein Schonraum für diejenigen, die es ganz schwer haben.

Specht: Ich würde nicht in Abrede stellen, dass es für Kinder mit schweren Behinderungen oder mit spezifischen Behinderungen unter Umständen sinnvoller sein kann, in Kleingruppe und Schonraum betreut und unterrichtet zu werden. Ich sage nicht: Schaffen wir alles ab. Was wir wollen, sind zwei Dinge: Zum einen würde ein großer Teil der Kinder mit Sicherheit davon profitieren, wenn sie in einer reichhaltigen, heterogenen, lebensfreundlichen Schulumwelt aufwachsen. Und zweitens: Dort, wo es sein muss, dass Kinder segregiert werden, soll das nur temporär geschehen und nur an Schulen, die alles anbieten.

? Ein gemeinsamer Unterricht, aber wenn temporär getrennt?

Specht: Ja, wir sind zum Beispiel auch sicher, dass es für verhaltensschwierige Kinder oder Kinder mit spezifischen Lernbehinderungen sinnvoll sein kann, temporär für bestimmte Zeit aus dem Klassenverband herausgenommen zu werden. Wir wissen, dass ein großer Teil der Kinder, insbesondere die große Gruppe der Kinder, von denen man sagt, sie seien lernbehindert, immer dann profitieren, wenn sie in einen normalen Alltag und in eine normale Schule kommen und mit normalen Kindern zusammen sind, aber auch intensiv betreut werden. Und das war unser zweiter Punkt. Wir haben ein wirkliches Problem damit, dass wir an vielen Schulen, insbesondere auch an Hauptschulen, eine sogenannte Einzelintegration machen. Kinder werden einzeln integriert, sie bekommen eine Betreuung und einen Stützlehrer für zwei, vier, acht Stunden – und das macht den Lehrerinnen und Lehrern an den Schulen Probleme. Damit kommen die Kinder häufig nicht zurecht. Deshalb unser Plädoyer, nicht punktuelle Einzelintegrationsversuche zu machen, sondern die Ressourcen zu konzentrieren und gute Integrationsklassen zu machen. Vier, fünf Kinder mit speziellen Bedürfnissen in einer normalen heterogenen Klasse, in der zwei Lehrer gemeinsam unterrichten und sowohl eine intensive pädagogische als auch eine intensive sonderpädagogische Betreuung gewährleistet sind.

? Was für eine Unterrichtsqualität braucht es da, was für eine Organisation des Unterrichts, damit alle profitieren? Es gibt die Ängste der Eltern („Mein Kind lernt nichts“), Ängste der Eltern behinderter Kinder („Mein Kind geht unter“), und sie Ängste der Lehrer („Das überfordert mich“).

Specht: Optimal ist, wenn ein Lehrerteam in einer Klasse steht, das davon überzeugt ist, dass es gut ist, was sie machen, das sich untereinander versteht, und wo es keine starke Aufgabenspezialisierung gibt, sondern das Team gemeinsam eine Klasse unterrichtet. Jeder ist für alle Kinder zuständig, es gibt aber eine flexible Aufteilung.

Wir haben in den Anfangszeiten der Integrationsklassen Lehrer gesehen, die sich gegenseitig auf die Füße getreten sind, und jeder war ein Spezialist für irgendetwas. Das ist etwas, das in der Regel keine integrative Praxis ist. Wichtig ist eine dichte Betreuung, wichtig ist Teamteaching gibt und dass am besten zwei Lehrer gemeinsam in einer solchen Klasse unterrichten. Ich rate jedem, der da zweifelt, hinzugehen und sich selbst zu überzeugen, wie gut das funktionieren kann: Da ist ein Kind mit Down Syndrom, da ist ein Kind mit einer Lernbehinderung, da



Specht: Das haben uns mehrere Studien in der Vergangenheit belegt: Schülerinnen und Schüler in Integrationsklassen fühlen sich besser betreut, haben eine bessere Beziehung zu ihren Lehrern, empfinden weniger Anonymität in der Schule und haben einen intensiven sozialen und personalen Bezug. Wir haben auch in den letzten Jahren in der Steiermark eine Untersuchung mit insgesamt 177 Klassen der dritten Hauptschule durchgeführt und die Unterschiede von Integrationsklassenzusammen-

Reichhaltige, heterogene und lebensfreundliche Schulumwelt



ist ein Kind mit spastischem Syndrom – in einer Klasse. Das ist einfach überzeugende pädagogische Praxis.

? Mit Integration verbessert sich also die Unterrichtsqualität?

ten Regel- oder Normalklassen herausgearbeitet. Was wir dabei einmal mehr festgestellt haben, waren die Dimensionen: Der Lehrer kümmert sich um mich, man kennt sich in der Schule aus,

Werner Specht: Integration als Regelfall sehen



Schulassistentenz



300 SchulassistentInnen des Diakonie-Zentrums Spattstraße unterstützen den Schulalltag

Eine Schulassistentin vermittelt Lebens- und Lernerfahrungen, um die Integration der Schüler in die Klasse zu ermöglichen. Ziel ist es, Kindern mit Defiziten die nötige Sicherheit und Selbstständigkeit zu geben und es ihnen zu ermöglichen, in den jeweiligen Klassen zu verbleiben.

Das kann bei einem blinden Kind etwa bedeuten, dass man die richtigen Schulsachen aus der Schultasche herausnimmt oder beim Mitschreiben hilft. Wenn man ein Kind mit einem Aufmerksamkeitsdefizit betreut – was sehr häufig vorkommt –, ist die Schulassistentin gefordert, konkrete Anweisungen zu geben. Sie achtet darauf, dass das Kind Ruhe bewahrt, dass es einen direkten Ansprechpartner hat und sich die Lehrkraft so besser auf die ganze Klasse konzentrieren kann.

Das Angebot der Schulassistentenz wurde 1990 vom Diakonie-Zentrum Spattstraße in Linz ins Leben gerufen. Waren es zu Beginn nur zwei Schüler, die in Oberösterreich betreut wurden, so sind es derzeit einige Hundert Kinder im Pflichtschulalter, die von über 300 SchulassistentInnen begleitet werden. ■



Integrative Schule



Diakonie-Schulen: Miteinander leben, lernen, wachsen

sie steht Kindern mit unterschiedlichen geistigen und körperlichen Lernvoraussetzungen offen.

So wie die Schulen des Diakonievereins in Salzburg: In der Hauptschule können fünf SchülerInnen mit sonderpädagogischem Förderbedarf und 20 SchülerInnen ohne Förderbedarf gemeinsam lernen. Jede Klasse wird von einem kleinen Team von FachlehrerInnen gemeinsam mit SonderpädagogInnen unterrichtet. Geprüfte Behindertenbetreuerinnen unterstützen das Team. „Unsere Be-

treuerin Monika war in einem Kino“, schreibt Dennis in der Schülerzeitung. „Sie hat sich einen Film über Menschen mit Behinderungen angesehen. Im Film hat sie ein Gerät gesehen, das ihr sehr gut gefallen hat: das MOTOMed. Deshalb hat sie es für unsere Silvia, die im Rollstuhl sitzt, zur Probe bestellt. Es hilft Silvia sehr bei ihrem Muskelaufbau.“

„Bei der Planung der Schule gingen wir von den Bedürfnissen von Kindern mit schwersten Behinderungen aus. Was architektonisch für Kinder mit schwersten Behinderungen notwendig ist, bietet auch für Kinder ohne Behinderung optimale Voraussetzungen“, erklärt Direktorin Gehrman von der Schule des Diakoniewerks in Gallneukirchen. Dort lernen 141 Kinder mit und ohne Behinderung in vier Integrationsklassen und acht Sonderschulklassen gemeinsam. Direktorin Gehrman: „In unserer Schule lernen alle gemeinsam, und das mit Begeisterung und tollen Erfolgen.“ ■



man weiß, was die Lehrer erwarten, die Umwelt ist schön gestaltet, es gibt ein gutes persönliches Klima in der Klasse. Vielleicht nicht mehr so stark, wie es damals war, aber wir haben festgestellt, dass Integrationsklassen nach wie vor einfach ein besseres pädagogisches Verhältnis zwischen Lehrern und Schülern aufbauen. Es gibt auch keine Leistungseinbußen, und die schwächeren und behinderten Kinder profitieren von diesen Klassen, zumindest im kognitiven Bereich.

? Was kann man von anderen Ländern lernen?

Specht: Wir haben einen segregierenden Umgang mit Behinderung, mit alten Menschen, mit sozialen Minderheiten. Wir können schauen, wie es andere machen, aber man kann immer nur Stück für Stück davon lernen. Finnland ist ein wunderschönes Beispiel, hat wirklich ein wunderbares Schulsystem mit tollen Lehrern, mit einem tollen Ethos auch in der Schule, man kann es aber nicht einfach auf Österreich übertragen. Man muss mit dem leben, was wir hier kulturell haben und an dem muss man arbeiten.

? Wie muss sich die Schule ändern, damit sie fördert und integriert? Integrationsklassen in manchen Hauptschulen drohen ja zu „Restklassen“ zu werden.

Specht: Generell muss sich an der Struktur des Schulsystems etwas ändern. Es muss Auswirkungen auf das Bewusstsein haben. Wenn ein Kind in der Klasse nichts lernt, wenn es stört oder wenn es mir als Lehrer nicht passt – dann kann ich es nicht einfach loswerden, sondern ich muss mich mit ihm beschäftigen, mich mit ihm befassen. Unser Schulsystem ist ein System mit tendenziell abschiebender Wirkung. Alles, was nicht passt, kann irgendwo anders zu irgendwelchen Spezialisten gesteckt

werden. In Wirklichkeit müsste es aber so sein, dass zunächst mal jeder Lehrer seine Verantwortung übernimmt, die er bekommt, und das auch als seine eigentliche berufliche Aufgabe ansieht.

? Sonderpädagogischer Förderbedarf ist aber kontingentiert. Da kann man Förderung schwer nach individuellem Bedarf ausrichten.

Specht: Im Grunde genommen haben wir in unserem Schulwesen die Situation, dass behinderten spezifische Förderung gebunden ist an das Zusprechen eines sonderpädagogischen Förderbedarfs. Sie fordern ein Gutachten, das Kind bekommt einen Förderbedarf zugesprochen, und dann bekommt es Ressourcen im Sinne von Förderstunden. Problematisch ist das bei vielen Formen von Behinderung und Beeinträchtigung, die es nicht notwendig erscheinen lassen, jemanden zu etikettieren: Du bist jetzt ein Sonderschulkind. Außerdem ist es nicht möglich, mit diesem System präventiv zu fördern. Erst muss man das Defizit

haben und dann darf man erst fördern. Deswegen haben wir versucht, im Anschluss an diese Studie zu sagen, wir brauchen ein etwas anderes System. Erstens: Die ganze Schule muss stärker auf Förderung ausgelegt sein, weniger auf Auslese und stärker auf Inklusion. Zweitens ist es sinnvoll, dass Kinder mit eindeutig feststellbaren körperlichen oder geistigen Behinderungen eine Garantie auf bestimmte Fördermaßnahmen erhalten. Aber dazwischen muss es etwas geben, das flexibel und standortabhängig je nach den Bedürfnissen gewährt werden kann. Es könnte ein regionales Förderzentrum geben, das ausreichende Ressourcen individuell statt kontingentiert zur Verfügung stellt, aber zeitlich begrenzt. Die Fördermaßnahmen werden mit dem Lehrer abgestimmt, ein Förderplan erstellt, die Fortschritte evaluiert. Das wäre eine lohnende Sache: für die betroffenen Kinder und auch für die Lehrer. ■



„Schule muss stärker auf Förderung ausgelegt sein und weniger auf Auslese.“

Integrative Praxis: Dichte Betreuung und Teamteaching



Poesie, Sex und Glaube

Wordrap mit Franzobel.

Lernen

Man lernt nie aus und Lernen macht Spaß. Dass dem nicht immer so ist, liegt am Schulsystem.

Idioten

Gibt es nur als abfällige Bezeichnung. Ich glaube an den Menschen, jeder ist toll.

Behindert

In Amerika gibt es ein lesbisches Gehörlosenpaar, das unbedingt auch ein gehörloses Kind wollte, weil es die Gehörlosigkeit als Vorteil begriff. Behinderung ist also eine Sache der Einstellung. Wenn man immer „behindert“ ist, empfindet man das wahrscheinlich ganz anders, weil es Normalität ist. Außerdem, denke ich, ist das eine Frage der Definition: Irgendwo sind alle begabt und talentiert, und irgendwo eben ein bisschen behindert. Aber natürlich muss der Staat dafür sorgen, dass das Leben für möglichst alle leichter wird – aber ich glaube, da ist schon viel geschehen: Rollstuhlrampen, die Behinderten werden nicht mehr weggesperrt, sondern zunehmend integriert.

Fußball

Ein übertrieben populär gewordener ursprünglich proletarischer Sport, aber auch eine Art Esperanto, eine neue Art Weltsprache. Mir ist Fußball momentan zu kapitalistisch, aber man kann daran viele soziologische Entwicklungen festmachen, und ein geiles Spiel ist noch immer toll.

Graubereich

Da ich Schwarz-Weiß-Denken ablehne, ist wohl alles im Graubereich.

Schule

Mein Sohn hasst sie, ich war auch froh, als ich sie hinter mir hatte. Sicher nicht die bestmögliche Form der Erziehung, aber die praktikabelste.

Sommerakademie

Eine spannende Einrichtung, bei der ich viel gelernt habe.

Bücher

Kann man nie genug haben.

Barriere

Kenne ich nicht.

Lebensmotto

Poesie, Sex und Glaube.



„Schwarz-Weiß-Denken lehne ich ab“



Franzobel

Franzobel hat im Sommer 2002 im Rahmen der Sommerakademie des Diakoniewerks Gallneukirchen einen Literaturworkshop für Menschen mit Behinderungen geleitet. Bis heute hat diese Veranstaltung bei den MitarbeiterInnen und TeilnehmerInnen einen tiefen und nachhaltigen Eindruck hinterlassen. Kurzbiografie: Geboren als Stefan Griebel am 1. März 1967 in Vöcklabruck/Oberösterreich. Seit 1989 als Schriftsteller tätig. Schreibt Romane, Gedichte, Theaterstücke, Hörspiele und Kinderbücher. Lebt in Wien. Zahlreiche Preise und Auszeichnungen.



Lies wos Gscheid's

Wir besuchen das Stadtcafé der Diakonie in Klagenfurt.

Am Anfang, als wir ins Café kamen, wurden wir sehr freundlich aufgenommen. Das Café liegt versteckt in der 8.-Mai-Straße in Klagenfurt. Es hat ein gemütliches Gästezimmer, und man kann auch draußen in einem schönen Innenhof sitzen. Wir saßen an einem Mittagstisch und haben etwas getrunken. Dann haben wir mit der Chefin vom Café, Frau Kohlmaier, geratscht und ihr Fragen gestellt.

Wie oft ist offen?

Sechs Tage in der Woche, Montag bis Freitag von 7:30 bis 19:00 Uhr und Samstag von 7:30 bis 14:00 Uhr.

Arbeiten hier auch Menschen mit Behinderung?

Nein, es arbeiten hier Menschen mit Lernschwierigkeiten. Wir sind hier eine ruhige und brave Gruppe.

Gibt es auch Gästezimmer?

Nein, aber wir bieten im benachbarten Hotel ein Zimmerservice an.

Welche Arbeitszeiten haben die Lehrlinge?

Es gibt eine 40-Stunden-Woche mit Frühdienst und Nachmittagsdienst.

„Lies wos gscheid's“ ist eine Zeitschrift von und mit BewohnerInnen der Wohngemeinschaft Köraus der Diakonie Kärnten. Dieser Bericht stammt aus der Ausgabe 3/2007. Infos siehe Seite 21.

Was muss man als Kellner alles machen?

Der Kellner lernt alles. Er lernt servieren und das Bonnieren (= Arbeiten an der Kassa). Man wird auch als Einzelhandelskaufmann ausgebildet. Wichtig ist, dass das Pflichtschulalter (15 Jahre) erreicht ist. Es gibt vier AusbilderInnen: Frau Kohlmaier, Frau Pankraz, Frau Schöffmann und Frau Tiffner. Falls es zum Beispiel Schwierigkeiten bei Lehrlingen in der Schule gibt, hilft ihnen Frau Mag. Brunner.

Bekommt man auch Trinkgeld?

Ja, man bekommt Trinkgeld. Es kommt bis zum Monatsende in eine gemeinsame Kassa. Am Monatsende wird zwischen AusbilderInnen und Lehrlingen aufgeteilt.

Ich, Franz, habe Fotos geschossen von dem ganzen Team.

Im Stadtcafé wird jeden Tag frisch gekocht, und es kommen nur frische Lebensmittel auf den Tisch! Im Stadtcafé haben sie extra für uns Lasagne gekocht, aber wir hatten leider keinen Hunger. Beim nächsten Mal werden wir ganz bestimmt Hunger haben. Neben dem Café gibt es auch eine Galerie, dort haben wir Bilder angeschaut. Eine Dame hat uns die Bilder vorgestellt. Man kann auch Geschenke kaufen. Es war schön, danke sehr.

Der böse Gerhard

*Kann nicht schlafen.
Träumen – böser Gerhard.
Habe keinen Mann.
Leben – gestorben.
Brauch einen Mann.
Böser Gerhard!
Husten, Tränen.
Kann nicht schlafen.
Ich – Begräbnis. Tot.
Böser Gerhard.
Warum? Ich will heiraten.
Kann nicht schlafen.
Mir geht's gut.
Ich lebe nicht.*

*Böser Gerhard!
Früh auf – Tränen.
Warum? Böser Gerhard!
Ingrid.
Böse Ingrid!
Traurig.
Kann nicht. Begräbnis.
Leben! Helfen!
Nie mehr soll sterben.
Kirche – Herz. Ring.
Böser Gerhard.
Warum?
Keinen mehr küssen.
Böser Gerhard.*



Renate Gradwohl, geboren am 18. September 1967, gewann beim diesjährigen Literaturpreis Ohrenschaus den Hautpreis in der Kategorie Lyrik. Sie besucht seit 1986 die Tageswerkstätte Kindberg der Lebenshilfe Bezirk Mürrzuslag. Renate Gradwohl spricht nicht viel. Was sie zu sagen hat, beschreibt sie in ihrer eigenen Sprachwelt. Infos siehe Seite 21.

Arbeitbringer oder Arbeitvernichter?

Sollen Firmen mehr zahlen, damit mehr Menschen mit Behinderungen ein Arbeitsplatz zur Verfügung steht? Sind die Ausgleichstaxe und der Kündigungsschutz für Menschen mit Behinderungen Arbeitbringer oder Arbeitvernichter?

PRO

Erwin BUCHINGER,
Sozialminister



Die Funktion der Ausgleichszahlung besteht darin, einen gerechten finanziellen Ausgleich zwischen Betrieben, die Menschen mit Behinderungen einstellen und jenen, die das nicht tun, zu schaffen. Denn ein Unternehmen, das keine Arbeitsplätze für Menschen mit Behinderungen anbietet, spart sich Mehraufwendungen, die mit der Anstellung von Menschen mit Behinderungen verbunden sein können: Zusatzurlaub, kostenintensivere Ausstattung des Arbeitsplatzes, in Einzelfällen verringerte Arbeitsleistung.

Die eingehenden Ausgleichstaxen fließen dem Ausgleichstaxfonds zu, dessen Mittel zweckgebunden für die Unterstützung der beruflichen Integration von Menschen mit Behinderungen verwendet werden. Zuschüsse aus diesem Fonds können sowohl Menschen mit Behinderungen selbst als auch deren Dienstgebern

gewährt werden. Dadurch werden wiederum neue Anreize und Impulse für die Beschäftigung von Menschen mit Behinderungen geschaffen.

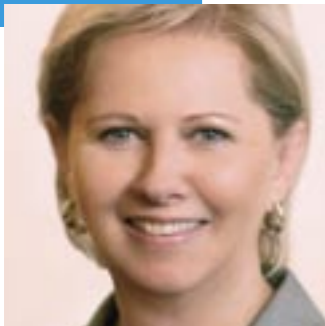
2001 wurde die Regelung getroffen, dass für die ersten sechs Monate eines neu gegründeten Dienstverhältnisses der Kündigungsschutz nicht zum Tragen kommt. In diesem halben Jahr haben Arbeitgeber und Arbeitnehmer Zeit zu schauen, ob die Arbeitsbeziehung für sie passend ist.

Der besondere Kündigungsschutz für begünstigte Behinderte soll die zweifellos noch immer bestehenden Nachteile behinderter Menschen auf dem Arbeitsmarkt ausgleichen, nicht aber dazu führen, behinderte Mitarbeiter unkündbar zu machen. Die Fakten:

Von den 2006 bei den Behindertenausschüssen erledigten 455 Anträgen wurde in 51 Fällen die Zustimmung zur Kündigung erteilt, in lediglich 32 Fällen nicht. Der Großteil der Verfahren, nämlich 372, wurde durch einen Vergleich beendet.

KONTRA

Brigitte JANK,
Präsidentin der
Wirtschaftskammer
Wien



Wenn die Integration gelingen soll, müssen sowohl die Bedürfnisse der Behinderten, als auch die Anforderungen von Unternehmen berücksichtigt werden. Um auf die sich rasant ändernden Marktbedingungen in einer globalisierten Welt rechtzeitig reagieren zu können, bedarf es einer flexiblen Unternehmens- und Beschäftigungsstruktur. Ein starres Korsett aus Schutznormen wirkt sich negativ auf die zu Schützenden aus. Aus diesem Grund ist es wenig verwunderlich, dass das Entstehen zusätzlicher Arbeitsplätze für Menschen mit Behinderungen vor allem durch den speziellen Kündigungsschutz erschwert wird. Denn

Unternehmer schätzen die Leistungen und Qualifikationen behinderter Menschen, allerdings schrecken auch viele vor den starren Auflagen zurück. Ein Verzicht auf die derzeit bestehenden besonderen Kündigungsbestimmungen wäre hilfreich und

würde viel mehr Beschäftigung von Menschen mit Handicap auslösen. Das Behindertengleichstellungsgesetz schützt ja bereits vor diskriminierender Auflösung des Arbeits- oder Lehrverhältnisses. Die zusätzlichen besonderen Kündigungsbestimmungen sind daher eher Hemmnis bei der Schaffung von Arbeitsplätzen als Unterstützung. Weiters ist auch die Verpflichtung zur Zahlung der Ausgleichstaxe für die Unternehmer problematisch. Für Unternehmen ist es unverständlich, dass Ausgleichstaxen bezahlt werden müssen, obwohl auf dem Arbeitsmarkt meist gar keine (geeigneten) Personen zur Verfügung stehen bzw. vermittelt werden können. Auch in diesem Fall wird weniger auf positive Motivation, sondern eher auf Zwang gesetzt, was die Schaffung zusätzlicher Arbeitsplätze deutlich erschwert. Vielmehr sollten Politik, Wirtschaft und Betroffene gemeinsam an einer neuen Lösung zum Vorteil aller Beteiligten arbeiten, wie etwa spezielle Förderungen.



Damit wir uns verstehen...

Unterstützte Kommunikation hilft, Selbstbestimmung und Selbstständigkeit zu entwickeln.

Ein Fachkommentar von Eva Oberbichler

Verstehen und verstanden werden sind für die Kommunikation unerlässlich – das ist selbstverständlich. Gerade Menschen mit Behinderungen sind oft mit einem Alltag konfrontiert, in dem ihre Ausdrucksformen nicht, oder Missverständnisse auslösen. Auf Dauer frustriert das und lässt die Betroffenen resignieren.

Die Kommunikation mit Menschen, die sich sprachlich nicht ausdrücken oder nicht hören können, ist deshalb eine wichtige und lohnende Herausforderung.

„Wie ist es dir heute im Förderunterricht gegangen?“ Als Antwort auf diese Frage nimmt ein junger Mann ein Kalenderbuch zur Hand und zeigt es der Mitarbeiterin. Anhand der Symbolbilder, die er an diesem Tag eingeklebt hat, erfährt sie das, was ihm wichtig ist: er war im Streichelzoo reiten, und später gab es noch eine Geburtstagsjause.

Der junge Mann kann sich sprachlich nicht mitteilen und braucht daher Hilfsmittel, um sich verständlich zu machen. Für ihn wurden individuelle Symbolbilder, die eine Vielzahl von für ihn wichtigen Mitteilungen enthalten, zusammengestellt und auf Klebeetiketten ausgedruckt. Wenn er über seinen Tagesablauf berichten möchte, sucht er sich selbstständig die benötigten Symbole aus und klebt sie in

sein Kalenderbuch. Mithilfe von Symboltafeln und Symbolkärtchen kann er sich auch im Alltag der Fördergruppe und in der Wohnung verständlich machen. Diese Mittel der unterstützten Kommunikation ermöglichen ihm ein wichtiges Stück Selbstständigkeit und Selbstbestimmung.

Menschen, die nicht über eine Lautsprache verfügen, erleben Missverständnisse und Kommunikationsabbrüche. Ihre Art zu



„sprechen“ wird von ihren Gesprächspartnern oft nicht verstanden oder führt zu falschen Interpretationen. Um dem entgegenzuwirken, sind einige Grundregeln besonders wichtig:

- Warten lernen: Gute Kommunikation braucht Zeit.
- Einfühlsam wahrnehmen
- Das Thema „suchen“: Geduldig nachfragen, assoziieren und zusammenfassen.
- Nichtverstehen signalisieren: Unklarheiten benennen und gemeinsam nach alternativen Ausdrucksmöglichkeiten suchen
- Regelmäßige Bestätigung:

Durch Fragen regelmäßig überprüfen, ob das Anliegen richtig verstanden wurde.

Mit unterstützter Kommunikation werden alle pädagogi-

„Man kann nicht nicht kommunizieren. Aber werde ich auch verstanden?“

Sozialpsychologe Paul Watzlawick



schen und therapeutischen Hilfen bezeichnet, die Personen ohne oder mit erheblich eingeschränkter Lautsprache zur Verständigung angeboten werden. Die Werkzeuge für unterstützte Kommunikation reichen von einfachen Symbol- oder Bildkärtchen über die Gebärdensprache bis hin zu elektronischen Hilfsmitteln wie Barcode-Lesegeräte und Computer.

Man kann nicht nicht kommunizieren. Aber man kann verstehen – oder eben nicht.



Eva Oberbichler

ist Psychologin und Geschäftsführerin der Behindertenhilfe OÖ im Evangelischen Diakoniewerk Gallneukirchen

Die Welt in Zahlen



Zahl der ausgestellten Autobahnvignetten für Menschen mit Behinderungen in Oberösterreich	7811
Zahl der Menschen mit Behinderungen in Österreich, die arbeitslos gemeldet sind	29.000
Zahl der Menschen mit Behinderungen in Österreich, die armutsgefährdet sind	126.000
Zahl der Menschen mit einer intellektuellen, „geistigen“ Behinderung in Österreich	ca. 45.000
Zahl der Menschen mit einer intellektuellen, „geistigen“ Behinderung in Werkstätten und Beschäftigungstherapie	17.000
Übergangsquote vom geschützten Bereich zum allgemeinen Arbeitsmarkt europaweit und Schweden/Norwegen im Vergleich	1% zu 4%/11%
Zahl der gültigen Behindertenpässe in Salzburg	8653
Zahl der SchülerInnen in Integrationsklassen österreichweit	15.677
Zahl der SchülerInnen in Sonderschulklassen österreichweit	13.301
Anteil von sonderpädagogischem Förderbedarf in Volksschulen österreichweit	1,8%
Anteil von sonderpädagogischem Förderbedarf in Hauptschulen österreichweit	3,2%
Zahl der Fälle aus dem Unterstützungsfonds für Menschen mit Behinderungen in Kärnten	236

Buchempfehlungen



Teilhabe.
Wir wollen mehr als nur dabei sein.
 Hrsg. von Elisabeth Wacker et al.
 Der Traum ist, dass Teilhabe normal wird. Der Weg dorthin führt mitten hinein in die Städte, in Dörfer, in das Arbeitsleben und den Freizeitgenuss. Gegliedert ist das Buch in sechs Themenbereiche: Bildung, Arbeitsleben, Wohnqualität, Leben in der Gemeinde, Politik/Wissenschaft/Medien und besondere Lebensphasen. Eine gute Einführung in die aktuelle Debatte um Teilhabe von Menschen mit Behinderungen.



Teilhabe am Arbeitsleben. Wege der Integration von Menschen mit Behinderung
 Von Rudolf Bieker
 Die Teilhabe am Arbeitsleben ist für Menschen mit körperlichen, geistigen oder seelischen Beeinträchtigungen ein zentraler Baustein für persönliche Autonomie und soziale Integration. Das Buch behandelt die vielfältigen Möglichkeiten, Instrumentarien und Handlungsansätze, mit denen das sozialpolitische Ziel der gleichberechtigten Teilhabe behinderter Menschen am Arbeitsleben verwirklicht werden soll.



Berufliche Bildung von Menschen mit geistiger Behinderung. Neue Wege zur Teilhabe am Arbeitsleben
 Von Christian Lindmeier und Stephan Hirsch
 Im Zentrum der Beiträge dieses praxisorientierten Kompendiums steht der strukturelle und konzeptionelle Innovationsbedarf der beruflichen Bildung von Menschen mit geistiger Behinderung. Dabei werden ausdrücklich auch die integrativen Wege der beruflichen Bildung gewürdigt. Berufliche Bildung muss zur zentralen Aufgabe des strategischen Managements und der Organisationsentwicklung in Einrichtungen und Diensten der beruflichen Rehabilitation avancieren.



Inklusive Schulentwicklung. Planungs- und Arbeitshilfen zur neuen Schulkultur
 Von Jutta Schöler
 Schulentwicklung im 3. Jahrtausend ist geprägt von der Notwendigkeit, Antworten auf die Herausforderungen in der Gesellschaft zu finden. Es wird notwendig sein, eine Schule für alle Kinder zu entwickeln, die jedem Kind die optimale Entwicklungsbegleitung garantiert. Ein kennzeichnender Aspekt einer modernen, demokratischen und humanen Gesellschaft ist ihr Umgang mit Menschen mit Behinderungen.

Integration

Integration bedeutet übersetzt „die Einbeziehung einzelner Teile in ein über geordnetes Ganzes“. In der wissenschaftlichen Debatte kommen mittlerweile Zweifel an der herrschenden Verwendung des Integrationsbegriffs auf. Denn die Vorstellung einer umfassenden Integration von Menschen in ein Gesellschaftssystem ist eine vor-moderne Idee. Hier wurde die Zugehörigkeit von Personen zu einer Gesellschaftsform – zu einer Familie, einem Dorf, zum Adel, Klerus oder Bauernstand – bereits durch die Geburt festgelegt und bestimmte die Lebenschancen nachhaltig: Einkommen, Vermögen, Bildung, soziale Kontakte und Heiratsmöglichkeiten. Von gleichen Rechten, gleichen und gerechten Chancen ist da nicht die Rede.

Inklusion

Inkclusion bedeutet übersetzt „einschließen“. Mit den modernen Demokratien veränderte sich der Anspruch an den Integrationsmodus grundlegend. Eindeutig geregelte soziale Zuordnungen wie Adel, Arbeiter oder Bauernstand sollen nicht die Zukunftschancen der BürgerInnen bestimmen. Individualisierte Teilhabemuster werden bedeutend. Die moderne Gesellschaft ist vielmehr darauf angewiesen, dass Personen nicht integriert, sondern teil- und zeitweise in die verschiedenen Gesellschaftssysteme einbezogen werden: als Erwerbstätige und Konsumenten ins Wirtschaftssystem, als Lernende ins Bildungssystem, als Kranke ins Gesundheitssystem, als Wähler ins Politiksystem, als öffentliche Person ins Mediensystem, als Bürger ins Rechtssystem, als Gläubende in religiöse Systeme usw. Um die Moralisierung und Kulturalisierung des Integrationsbegriffs zu vermeiden, spricht die Systemtheorie hier von Inklusion. Also drinnen sein: die Einbeziehung der Gesamtbevölkerung in die einzelnen Funktionssysteme wie Bildung, Arbeit, Wohnen, Gesundheit, Politik. Wer nicht inkludiert ist, ist exkludiert, also draußen. „Statt als Ausgrenzung aus der Gesellschaft muss Exklusion als Ausgrenzung in der Gesellschaft verstanden werden“, analysiert der Soziologe Martin Kronauer. „Erst dann werden die Ausgeschlossenen wieder in den Verhältnissen sichtbar, die sie ausschließen. Die Ausgegrenzten sind Teil der Gesellschaft, auch wenn sie nicht an ihren Möglichkeiten teilhaben.“

Teilhabe

Drinnen sein“ heißt „teilhaben“ an den Leistungen und Chancen der einzelnen Funktionssysteme unserer Gesellschaft. Teilhabe betont stärker die Mitbestimmung und die Handlungsressourcen, die Benachteiligten ein gutes Leben ermöglichen. Teilhabe bringt die Person als Akteur in den Blick. Als Korrektiv zum Inklusionsbegriff, der in seiner freiheitsbeschränkenden Form „einsperren“ bedeuten kann.

Werkzeuge für mehr Lebensqualität

Kommunizieren ist leicht. Verstehen schon schwieriger. Technische Hilfsmittel unterstützen jene, die bislang nicht verstanden wurden.

EIN FEATURE VON KARIN TZSCHENTKE



meinschaft der Diakonie Österreich und den Austrian Research Centers GmbH (Seibersdorf), dessen Geschäftsführer David Hofer ist. Bislang nutzen weltweit rund 600 Menschen mit Behinderung in 35 Ländern diese spezielle Computermaus. Seit bald zehn Jahren verfolgt LifeTool das Ziel, mit dem Einsatz von elektronischen, digitalen und technischen Kommunikationshilfen die Lebensqualität von Menschen mit körperlicher und/ oder geistiger Behinderung zu erhöhen.

gendliche zugeschnitten, sind sie mittlerweile teilweise auch so gestaltet, dass sie in der Altenarbeit und bei der beruflichen Rehabilitation eingesetzt werden können.

„Wichtig ist uns bei unserer Arbeit, dass wir unsere Produkte gemeinsam mit unserer Zielgruppe – also den Menschen mit speziellen Bedürfnissen, Therapeuten, Eltern, Lehrern – unter Einbindung externer Fachexpertinnen entwickeln“, berichtet Hofer. Denn oberste Maxime bei LifeTool ist: „Die Technik muss sich an den Menschen anpassen – und nicht der Mensch an die Technik.“

Assistierende Technologien

Ein wesentlicher Input für die Forschungs- und Entwicklungstätigkeiten bei LifeTool sind die von diakonischen Trägern betriebenen LifeTool-Beratungsstellen in Linz, Wien und Klagenfurt. Die Besucher erhalten hier nicht nur ausführliche Beratung zur individuellen Anpassung von assistierenden Technologien oder unterstützenden Kommunikationshilfen, sondern können empfohlene Hilfsmittel auch in der gewohnten Umgebung zu Hause oder am Arbeitsplatz testen.

Darüber hinaus geben die LifeTool-BeraterInnen Unterstützung bei der Vermittlung von Kostenträgern für finanzielle Beihilfen.

Play with me!

Die IntegraMouse ist nur eines ihrer Vorzeigeprodukte. Ein weiterer Schwerpunkt sind sonderpädagogisch-therapeutische Softwareprogramme, die ihre Nutzer beim Lesen-, Schreiben- und Rechnenlernen unterstützen, ihnen aber auch ihre Umwelt verstehen helfen soll.

Ganz neu wurde im Oktober „PlayWithMe“ präsentiert, ein Programm, bei dem zwei Spieler gemeinsam oder gegeneinander animierende Aufgabenstellungen lösen können. Das Besondere daran ist, dass Kinder mit und ohne Behinderung an einem Computer mit einem Lernspiel arbeiten und spielen können. Einige der von LifeTool entwickelten Softwareprogramme sind mittlerweile in elf Sprachen übersetzt worden.

Waren die Programme ursprünglich auf Kinder und Ju-

Seit vielen Jahren leidet der Prager Zdanek Burda an Muskeldystrophie. Selbstständig Texte oder Briefe zu schreiben war ihm schon lange nicht mehr möglich. Das änderte sich in kürzester Zeit, als die IntegraMouse in sein Leben trat. „Bereits wenige Minuten nach erfolgter Installation und ohne spezielles Training steuerte der 54-Jährige mühelos mit seinen Lippen das leichtgängige Mundstück und somit den Mauszeiger. Nach weiteren fünf Minuten schrieb er in Kombination mit einer Bildschirmstatur zum ersten Mal seit zwölf Jahren völlig ohne fremde Hilfe seinen Namen“, erinnert sich David Hofer.

Entwickelt wurde die patentierte und mittlerweile vielfach ausgezeichnete Computermaus vor wenigen Jahren von LifeTool, einer gemeinnützigen Arbeitsge-

Zum ersten Mal seit zwölf Jahren ohne fremde Hilfe den eigenen Namen am Computer schreiben



www.lifetool.at

Die Zeitungsmacher

Die Aufforderung, was „Gscheites“ zu lesen, könnten die BewohnerInnen einer Wohngemeinschaft öfters gehört haben, worauf sie zur Tat schritten und selbst was „Gscheites“ produzierten. „Lies was Gscheid's“ ist der Titel einer Zeitschrift von und mit BewohnerInnen der Wohngemeinschaft Köraus der Diakonie Kärnten. Die erste Ausgabe ist im Dezember 2006 entstanden, danach folgten Ausgaben im März und Juli 2007. Das Redaktionsteam besteht aus 16 Personen, darunter BewohnerInnen und BetreuerInnen aus den verschiedenen Wohngemeinschaften des Hauses Köraus.

Die Zeitung ist ein gruppenübergreifendes Projekt, in dessen Mittelpunkt die BewohnerInnen stehen.

Die Idee der Zeitung war unter anderem, den Menschen die Möglichkeit zu geben, selbst redaktionell tätig zu sein und darüber zu berichten, was für sie wichtig ist.

Infos zur Zeitung „Lies was Gscheid's“: Erscheint alle drei Monate, Preis pro Ausgabe: 3,50 Euro. Diakonie Kärnten, Harbacher Straße 70, 9020 Klagenfurt, Köraus WG 3. E-Mail: koer-wg3@diakonie-kaernten.at



Barbara van Melle mit der ersten Ausgabe von „Lies was Gscheid's“.



Literarischer Ohrenschmaus

Dass schriftstellerische Talente nicht immer dort zu finden sind, wo man sie erwartet, zeigt der erstmals im Dezember 2007 verliehene Literaturpreis „Ohrenschmaus“. Mit über 100 Einsendungen aus ganz Österreich sah sich eine prominent besetzte Jury konfrontiert und honorierte herausragende Literatur von und mit Menschen mit Lernschwierigkeiten. Die drei GewinnerInnen in den Kategorien Lyrik, Prosa und Lebensberichte können sich jeweils über 1000 Euro Preisgeld freuen. Eine zusätzliche Gaumenfreude ist die eigens „handgeschöpfte“ Lyrik von Zotter, die „Hibiskus-Kamille-Schokolade“ mit dem Siegertext im Innenteil. Hinter „Ohrenschmaus“ steht ein Organisationsteam, das sich auf Initiative von Franz-Joseph Huainigg, Abg. zum Nationalrat, gebildet hat und aus den Hilfsorganisationen Lebenshilfe, Diakonie,

Caritas, Jugend am Werk, SOB 31 und Vienna people first besteht. Den Ehrenschatz hat der Schriftsteller und Autor Felix Mitterer übernommen. Alle eingereichten Texte und detaillierte Informationen sind im Internet unter www.ohrenschmaus.net nachzulesen.



Drei Medaillen bei Special Olympics

Bei den Special Olympics Welsommerspielen 2007 in Shanghai/China gingen auch Hannelore Gödl und Christoph Kremser aus dem Diakoniewerk Gallneukirchen an den Start und kamen mit einer Silber- und zwei Bronzemedailen zurück. Hannelore Gödl erreichte mit persönlicher Bestleistung die Bronzemedaille über 100 m Sprint der Frauen, im Kugelstoßen erhielt sie Silber. Christoph Kremser sprintete über 100 m der Männer zur Bronzemedaille und belegte im Kugelstoßen den siebenten Platz.

Die beiden SportlerInnen leben in einer Wohngemeinschaft des Diakoniewerks Gallneukirchen in Oberösterreich. Die 36-jährige Hannelore Gödl arbeitet im Kulinarium in Linz, Christoph Kremser (30 Jahre) arbeitet im Bereich Gartenpflege. Insgesamt nahmen 135 SportlerInnen aus Österreich an diesen Olympischen Sommerspielen teil.



Die Olympioniken mit der Trainerin (Mitte)

Diakoniewerk Gallneukirchen



Wir kreisen, kreisen um Sofie

Aufzeichnungen über das Leben mit einem behinderten Kind.

VON GISELSA HINSBERGER

Vor Sofies Geburt war das Leben mit einem gelähmten Kind nicht vorstellbar. Jetzt stelle ich fest, dass viele Alltagsbilder sich kaum unterscheiden. Sofie, die Augen geschlossen, den Kopf in die Sonne haltend. Sofie lachend auf ihrer Wickelaufgabe, gähmend auf der Couch. Auf dem Schoß sitzend. Sofie, die sich konzentriert Frischkäse ins Gesicht schmiert. Sofie, die auf dem Brückengeländer gehalten wird und Steine ins Wasser wirft. An die anderen Bilder haben wir uns so schnell gewöhnt, dass wir vergessen haben, wie befremdlich sie auf manch andere wirken. Sofie mit dem Shunt im Kopf, Sofie mit den Gipsstiefeln, Sofie, die auf dem Boden robbt, Sofie mit der Brille, Sofie mit den hochroten Hitzestauwangen.

Je älter Sofie wird, desto sicht-

barer werden die Unterschiede: Sofie im Rollstuhl, Sofie, die ohne Orthesen nicht stehen kann. Doch Sofies Behinderung ist so normal für uns geworden, dass wir sie im Alltagsleben oft nicht mehr wahrnehmen. Dies fällt uns auf, als wir eines Tages einen kurzen Videofilm über sie ansehen. Wir sitzen auf der Couch und sind erschüttert darüber, wie schwer behindert sie wirkt. Da muss ich an die Frau denken, die mir immer erzählt, dass ihr Sohn „nur hinterher sei und dass das alles noch komme“. Jedes Mal, wenn ich sie treffe, frage ich mich, wie sie übersehen kann, dass ihr Sohn eine Behinderung hat. Ich habe immer gedacht, dass sie die Beeinträchtigung ihres Kindes einfach nicht wahrhaben will, aber jetzt frage ich mich, ob nicht auch sie ihr Leben so um die Einschränkungen ihres Kindes herum gebaut hat, dass ihr diese nicht mehr auffallen. Sofies Lähmung wird

für uns jedenfalls so normal, dass wir vergessen, dass andere kleine Kinder stehen und laufen können. Und mehr als einmal irritieren wir Eltern, weil wir unwillkürlich aufspringen und die Hände ausstrecken.

Bedürftig

Wir sind geprägt von einer Gesellschaft, die Autonomie über alles stellt und unsere grundlegende Bedürftigkeit leugnet. Niemand kann aus sich und für sich sein, und doch tun wir so, als ob Bedürftigkeit den Verlust unseres Selbst bedeute. Dies wird mir erst klar, als ich umlernen muss.

Im Leben mit Sofie brauchen wir viel Hilfe, und wir lernen, um sie zu bitten. Wir bitten Verwandte und Freunde, Vorzimmerdamen, Ärzte, Orthopädietechniker und Krankenschwestern, wir stehen mit dem Rollstuhl vor Treppen und fragen Fremde einfach: „Können Sie helfen ...“

Wir kreisen, kreisen um Sofie. Unser Alltag wird um Krankheit und Therapie gebaut, er ist zerbrechlich, und es ist eine Kunst, ihn zu halten. Wir ringen um ruhige Zeiten, es gibt die Abende, doch wir sind müde, und die Zeit ist meist zu kurz für das, was getan, gedacht, gemacht werden will. Es ist schwierig, regelmäßige Termine wahrzunehmen. Bei den Sportkursen, bei denen ich mich anmelde, erscheine ich ein paar Mal, dann bin ich wieder mit Sofie in der Klinik. Schlagartig, immer wieder stürzen wir aus dem Alltag, immer wieder ist die Familie getrennt. Einer von uns bleibt im Krankenhaus bei Sofie, der andere kümmert sich um Arbeit, Haushalt und Max. Manchmal stehe ich abends vorm Spiegel, sehe mein Gesicht an wie das einer Fremden und kann nicht sagen, welche Kleider ich trage.

Grenzerfahrungen

Eine Frau hat zwei Kinder, das jüngere ist ein Spina-Kind. „Mein Leben“, ihre Stimme wird feierlich, „mein Leben hat sich durch unseren Jüngsten total verändert, ja, ich kann sagen“, ihre Augen leuchten, „mein Leben hat mit ihm erst richtig begonnen. Er ist ein so besonderer Junge.“ Mir wird beklommen zumute, wenn Eltern ständig betonen, wie reich ihr Leben durch die Behinderung ihrer Kinder geworden sei. Ich glaube, dass man durch Grenzerfahrungen an Wesentlichkeit gewinnen kann, und ich erfahre an mir selbst, dass behinderte Kinder eine tiefe Freude wachrufen können, und trotzdem spüre ich, wie unruhig mich dieses chronische Leuchten macht. Ich weiß, dass Eltern behinderter Kinder es nicht leicht haben in der Gesellschaft. Wir werden in die Defensive gedrängt, ja. Aber müssen unsere Kinder deswegen so „ganz, ganz besonders“ sein? ■

Diakonie-Angebote für Menschen mit Behinderungen

Diakonie Kärnten

(Klagenfurt, Treffen, Feldkirchen)
Harbacher Straße 70
9020 Klagenfurt
Telefon: 0463/323 03-202
www.diakonie-kaernten.at

Diakoniewerk Gallneukirchen

(Oberösterreich, Salzburg, Steiermark, Wien, Tirol)
Martin-Boos-Straße 4
4210 Gallneukirchen
E-Mail: m.lauerermann@diakoniewerk.at
Telefon: 07235/632 51-183
www.diakoniewerk.at

Diakonieverein Salzburg

Hellbrunner Allee 51
5020 Salzburg
Telefon: 0662/88 48 72
Fax 0662/88 48 72-13
E-Mail: verwaltung@diakonie.cc
www.diakonie.cc

Diakonie Zentrum Spattstraße in Linz

Willingerstraße 21
4030 Linz
Telefon: 0732/34 92 71-0
www.spattstrasse.at

Missionsgemeinschaft der Fackelträger in Oberösterreich

Schloss Klaus
4564 Klaus a.d. Phyrnbahn/OÖ
Telefon: +43 (0) 7585/441
E-Mail: diakonie@schlossklaus.at
www.schlossklaus.at

LifeTool

(Linz, Wien, Klagenfurt, Novi Sad/Serbien, Brno/Tschechien)
Hafenstraße 47-51
Gebäudeteil B | Stiege 2 | 1. Stock
4020 Linz
Telefon: 0732/90 15-5200
E-Mail: office@lifetool.at
www.lifetool.at

Diakonie-Kernkompetenz Behindertenarbeit

Wohnen
Mobile Begleitung
Physiologische Therapie
Beratung
Förderung
Freizeit, Sport und Kultur
Kindergärten
Schule und Hort
Ausbildung und Arbeit
Werkstätten



Gisela Hinsberger

ist Pädagogin und Autorin. Gerade ist ihr Buch „Weil es dich gibt. Aufzeichnungen über das Leben mit einem behinderten Kind“ erschienen.

Österreichische Post AG / Sponsoring.Post
GZ 02Z033615 S. Ben.Pa.1080



Menschen. Würdig!

Diakonie 
www.diakonie.at

IMPRESSUM

Medieninhaber, Herausgeber und Redaktion: Diakonie Österreich.

Redaktionsleitung: Bettina Klinger und Martin Schenk. Alle: 1090 Wien, Albert-Schweitzer-Haus, Schwarzspanierstraße 13.

Tel.: (0)1 409 80 01, Fax: (0)1 409 80 01-20, E-Mail: diakonie@diakonie.at, Internet: www.diakonie.at Verlagsort: Wien.

Geschäftsführer Diakonie Österreich: Pfr. Mag. Michael Chalupka.

Grafik-Design: Info-Media Verlag für Informationsmedien GmbH, 1010 Wien, Volksgartenstraße 5.

Fotos: Barbara Krobath, Diakonie Kärnten, Diakonie Österreich, Diakonie-Zentrum Spattstraße, Diakonieverein Salzburg, Diakoniewerk Gallneukirchen, Foto Fischerlehner/Gallneukirchen, Gisela Hinsberger, LifeTool, Renate Gradwohl, Gerhard Maurer. Die Diakonische Information bringt Sachinformationen und Nachrichten zur Diakonie der Evangelischen Kirchen.

Der Bezug ist kostenlos.

DVR: 041 8056 (201). Gedruckt nach der Richtlinie „Schadstoffarme Druckerzeugnisse des Österreichischen Umweltzeichens“ UWZ 609.

Spendenkonto Diakonie Österreich PSK 23.96.444 BLZ: 60.000

